

schöner leben ... bis zuletzt

3/2024

THEMA

Pflege im Alter

Daheim im Heim?



Alternativen

Wohn- und Lebensformen in einer Gesellschaft des langen Lebens

Von Dr. Stefan Arend

Die Veröffentlichungen zur Thematik Wohn- und Lebensformen im Alter sind (fast) nicht mehr zu überschauen. Handelte es sich früher bei dieser Fragestellung eher um ein Nischenthema, so präsentiert sich heute ein sehr differenziertes Bild mit recht heterogenen Ausprägungen. Das wundert nicht weiter: Denn so wenig es den alten Menschen gibt, so wenig gibt es auch die Lösung für ein Wohnen und Leben im Alter. Und zudem handelt es sich bei der Gruppe der älteren und alten Menschen nicht um eine Minderheit in unserer Gesellschaft, sondern mittlerweile um die, die langsam aber sicher die Majorität gewinnt.

Kein Wunder, dass es heute eine fast nicht mehr zu übersehende Vielfalt an Wohnformen und Lebensentwürfen für die ältere Generation gibt: Senioren-WG, Mehrgenerationenwohnen, Betreutes Wohnen, Wohnen mit Service, Wohnstift, Seniorenresidenz, Pflegeheim, Hausgemeinschaften, Wohngruppen, Seniorenwohnbau-genossenschaften, Quartierskonzepte, seniorengerechtes Wohnen, Pflege-Bauernhof, Senioren-Landhaus-Kommunen und eben auch das „ganz normale“ Wohnen zu Hause. Vielfalt wirklich allenthalben.

Verblüffend ist, dass trotz dieser Entwicklung, die öffentliche Diskussion allerdings noch immer von alten Mythen beeinflusst wird, die sich mit scheinbar unbeugsamer Kraft von Generation zu Generation vererben. Einer dieser Mythen ist die romantisierende Geschichte von der Großfamilie, die früher angeblich schlechthin die Lebensform unseres Kulturkreises gewesen sein soll und auch die Alters-

vorsorge gesichert hat. Doch, so bringt es Peter Borscheid in seinem Buch über die Geschichte des Alters auf den Punkt: Die „von der sozialkonservativen Familienforschung des 19. Jahrhunderts immer wieder verherrlichte bauerliche Dreigenerationenfamilie“ hat allein schon mit Blick auf die geringe Lebenserwartung nicht existiert. Die bauerliche Dreigenerationenfamilie fehlte überall dort, wo die Tragfähigkeit der Höfe mehr als eine Kernfamilie, bestehend aus dem Elternpaar und den noch nicht verheirateten Kindern, nicht zu verkraften vermochte“. Wir halten fest: Alter(n) war auch damals ein hartes Brot, für beide Seiten, für die Jungen wie für die Alten.

Kehren wir zur Gegenwart zurück: Nach den neusten Hochrechnungen des Statistischen Bundesamtes sollen schon im Jahre 2030 bei uns rund 20 Prozent im Alter zwischen 65 und 79 Jahren sein, 8 Prozent 80 Jahre und älter, im Jahre 2060 werden 20 Prozent zwischen 65 und 79 Jahre alt sein, 13 Prozent 80 Jahre und älter. Zum Vergleich: Im Jahre 1950 erreichte nur rund 1 Prozent der deutschen Gesellschaft ein Alter von über 80.

Die Lebenserwartung Neugeborener wird bis zum Jahr 2060 – so die Prognosen des Statistischen Bundesamtes – im Vergleich zu heute für Jungen (77,7 Jahre) um etwa 8 Jahre auf dann 85,0 Jahre und für Mädchen (82,8 Jahre) um etwa 7 Jahre auf 89,2 Jahre zunehmen.

Diese Entwicklungen werden neben vielen anderen Herausforderungen auch zur Folge haben, dass die alten biografischen Meilensteine, die früher den Lebenslauf in Kindheit / Jugend, Erwachsensein und Alter gliederten, nicht mehr taugen. Daher wird das Alter heute gerne in mehrere Sequen-

zen gegliedert und von einem vierten oder sogar von einem fünften Lebensabschnitt gesprochen. Immer häufiger findet sich ebenso die recht griffige Bezeichnung der „Gesellschaft des langen Lebens“, wenn alle Entwicklungen des demografischen Wandels sprachlich einprägsam zusammengefasst werden.

Oftmals wird Wohnen im Alter mit Sonderwohnformen, wie dem (Pflege) Heim, mit Betreutem Wohnen oder einer Seniorenresidenz assoziiert, so als würden viele Millionen Menschen jenseits der 60 in Institutionen leben. Die häufigste Wohnform im Alter ist jedoch die „ganz normale“ Wohnung.



Dr. Stefan Arend M.A.
Maria-Eich-Straße 97 c
D-82166 Gräfelfing

stefan.arend@
institut-
sozialmanagement.de

Foto: Privat



Foto: Stefan Arend

”

Die größte Herausforderung der Zukunft bleibt die Frage nach der „Ressource Mensch“, wer also in Zukunft Pflege und Begleitung sicherstellen soll.

Selbst zwei Drittel der 90-Jährigen nutzen keine besonderen Wohnformen für das Alter, sondern wohnen im „normalen“ Wohnungsbestand. Die meisten älteren Menschen leben auch dann noch in einer „normalen“ Wohnung, wenn sie auf Hilfe und Pflege angewiesen sind.

Weil aber ältere Menschen häufig sehr lange in ihren Wohnungen leben, bewohnen sie vielfach ältere Gebäude. Mehr als die Hälfte der Seniorenhaushalte in Deutschland lebt in Gebäuden der Baujahre 1949 bis 1980. Viele dieser Gebäude sind aufgrund ihrer Bauweise nicht barrierefrei oder barrierearm: 83 Prozent weisen sogar erhebliche Barrieren auf, jede zehnte von Seniorinnen und Senioren genutzte Wohnung ist für Anpassungsmaßnahmen nicht geeignet.

Alle ernsthaften Befragungen und Untersuchungen zeigen, dass es der deutlich formulierte Wunsch der Menschen ist, im Alter auch dann im angestammten Umfeld, in den eigenen vier Wänden zu verbleiben, wenn Unterstützung oder Pflege vonnöten sein sollten. In einem solchen Fall wünscht man sich ambulante Hilfe, die von außen nach Hause kommt. Das können mobile Krankenpflegedienste sein, Hilfe durch Familienangehörige oder Nachbarn, aber durchaus auch mittel- und osteuropäische Haushaltshilfen. Von den derzeit rund 5 Millionen Pflegebedürftigen werden über 80 % zuhause gepflegt, mit (ein Drittel) und ohne (zwei Drittel) Unterstützung ambulanter Pflegedienste. Nicht einmal 20 % der Pflegebedürftigen wird in Heimen gepflegt.

Der Markt und die Angebote vollstationärer Einrichtungen (Pflegeheime) sind recht heterogen. Zunächst gibt es Regionen mit einer hohen Heimquote (fast 50 % der Pflegebedürftigen leben in Heimen) und Kreise mit einer sehr niedrigen Quote (nicht einmal 20 % werden in Heimen gepflegt); und es gibt große Einrichtungen (120 Plätze und mehr) mit weitgehend standardisierten und wirtschaftlich optimierten

Formen, aber auch kleinteilige Häuser, die danach streben, gewohnte, alltagsnormale Lebenswelten durch Wohngruppen und Hausgemeinschaften durch eine ambitionierte Konzeption abzubilden. Da dürfen die Zu- und Angehörigen gerne auch selbst mit Hand anlegen. Gerade diese so genannten alternativen, neuen Wohnformen, zu denen auch betreute Wohngemeinschaften zählen, stehen aktuell sehr hoch in der Gunst der öffentlichen Wahrnehmung. Diese Formen einer Versorgung, wenn Begleitung und Hilfen notwendig werden, können auch durch Eigeninitiative von Betroffenen und ihren Angehörigen entstehen.

Die größte Herausforderung der Zukunft bleibt die Frage nach der „Ressource Mensch“, wer also in Zukunft Pflege und Begleitung sicherstellen soll. Der Mangel an Mitarbeitenden und die Singularisierung der Gesellschaft werden die herkömmlichen Unterstützungsformen in Frage stellen. Die Zahlen sind alarmierend. Das gilt besonders für die ambulante Versorgung.

Vor allem der heute noch größte „Pflegedienst der Gesellschaft“, die Familie, wird radikal schrumpfen. Denn die Familienstrukturen ändern, fragmentieren sich. Die familiären Netzwerke der nachfolgenden Altersgenerationen werden entweder aufgrund immer mehr kinderloser Paare nicht mehr vorhanden sein oder sind vor Ort (immer mehr multilokale Familien) nicht mehr greifbar. Die Kommunen werden so wieder verstärkt in die Rolle eines Moderators und Gestalters der örtlichen Altenhilfestrukturen zurückkehren. Die Entwicklung einer zukunftsfähigen und am jeweiligen Bedarf orientierten Wohn-Infrastruktur und Pflege- bzw. Assistenzlandschaft stellt eine zentrale Aufgabe der kommunalen Daseinsvorsorge dar.

Es ist unzweifelhaft, dass sich Wohn- und Lebensformen im Alter im Zuge des demografischen Wandels mit all seinen Auswirkungen weiter ausdifferenzieren und sich in ihrer Komplexität weiterentwickeln (müssen). Dabei

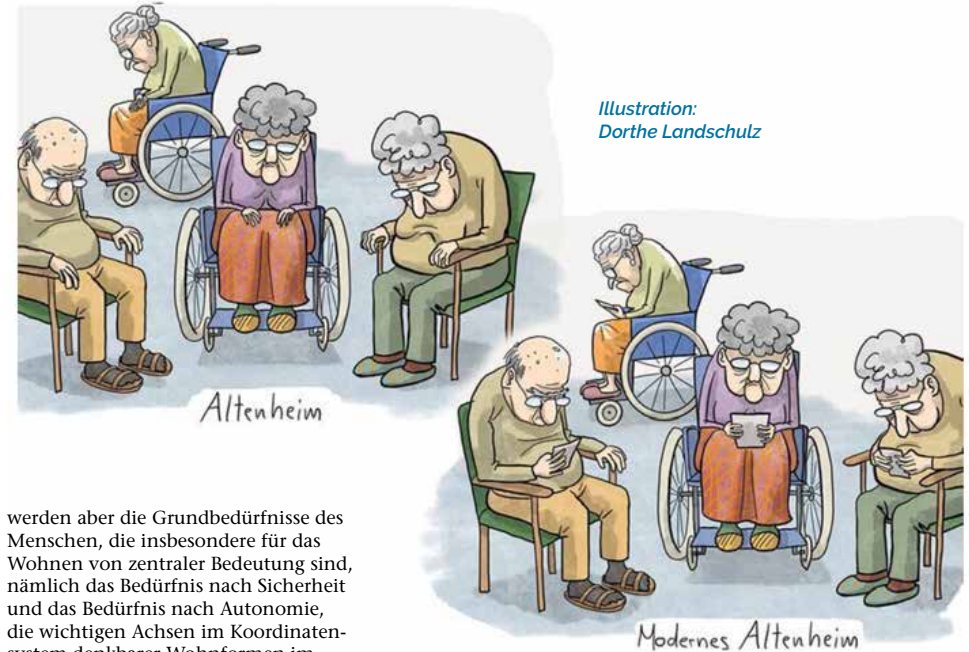


Illustration:
Dorthe Landschulz

werden aber die Grundbedürfnisse des Menschen, die insbesondere für das Wohnen von zentraler Bedeutung sind, nämlich das Bedürfnis nach Sicherheit und das Bedürfnis nach Autonomie, die wichtigen Achsen im Koordinatensystem denkbarer Wohnformen im Alter bleiben.

Institutionelles Wohnen ohne eine Garantie der Autonomie eines jeden einzelnen, der sie nutzt, wird keine Zukunft haben, da dies gesellschaftlich keine Akzeptanz mehr findet.

Dem gegenüber wird aber auch die Entwicklung einer weitgehenden individualisierten, ambulanten Pflege schnell an die Grenzen des Möglichen und Machbaren stoßen. Der Zugang zu den dafür notwendigen Ressourcen – durch knapper werdende professionelle Pflegekräfte (auch aus dem Ausland) und schwindende familiäre Unterstützungsmöglichkeiten – wird immer schwieriger. Sicherheit und gleichzeitig Autonomie versprechen eher gemeinschaftliche Wohnformen, sorgende Gemeinschaften, die nicht nur (Wohn-)Raum teilen, sondern auch personelle Ressourcen. Cohousing, Shared Living / Housing oder aber auch Wohnen für Hilfe sind bereits gängige Schlagwörter solcher Konzepte.

Man sieht bei dieser Vielfalt und den Herausforderungen, dass man sich rechtzeitig über die eigenen Bedürfnisse für die Lebensgestaltung im Alter klar werden muss und seine gesundheitlichen, finanziellen und sozialen Ressourcen einer ehrlichen wie selbstkritischen Prüfung unterziehen sollte: Auf was, vor allem aber auf wen kann und will ich im Alter zählen?

Die positive Nachricht: Man kann gestalten, man muss es allerdings auch wollen, und am besten morgen damit starten.

Morgen!